

Wolf Haas: „Eigentum“

Externe Festplatte der Mutter

Von Rainer Moritz

Deutschlandfunk Kultur, Buchkritik, 07.10.2023

Die Krimis von Wolf Haas haben Kultstatus. Jetzt wagt sich der österreichische Autor in ein neues Genre und erzählt das Leben seiner Mutter. Während sie im Sterben liegt, hält er ihre Erinnerungen lakonisch, pointiert und mit zögerlicher Sympathie fest.

Ab und zu braucht Wolf Haas eine Krimipause. Dann hat er die Nase voll von seinem Ermittler Simon Brenner, den er von „Auferstehung der Toten“ (1996) bis „Müll“ (2022) schon neun schwierigste Fälle lösen ließ und den er sogar – wie es Arthur Conan Doyle einst mit Sherlock Holmes tat – aus Überdruß ins Jenseits expedieren wollte.

Mit „Eigentum“ publiziert Haas erstmals im Hanser Verlag und begibt sich furchtlos auf autobiografisches Terrain. Es geht um einen Schriftsteller namens Wolf Haas, der über seine im Sterben liegende 94-jährige Mutter Marianne schreibt. Freiwillig tut er das nicht: Aus einem „inneren Zwang“ heraus muss er ihr Leben „nachstricken“. Wenige Tage nur nimmt er sich Zeit dafür, denn mit ihrem Tod soll auch das Schreiben über sie ein Ende finden. Es geht also – so die selbstironische Wendung – um einen „schnellen Text“, der keine Zeit für ziselierte „Formulierungen“ oder „Selbstzensur“ lasse.

Telefonat mit dem Jenseits

„Eigentum“ ist ein schmales Buch, das das Möglichkeitsspektrum des autobiografischen Schreibens aufzeigt und weit entfernt ist vom bewusst scham- und qualvollen Sich-Erinnern einer Annie Ernaux oder Angelika Klüssendorf. Schon der Anfang demonstriert, dass Haas dem Tod Komisches abgewinnen und weder ins sentimentale noch ins larmoyante Lager abdriften möchte. Als er seine geistig oft orientierungslose Mutter im Heim besucht, bitte sie ihn, im Himmel oder wo auch immer anzurufen und sich nach dem Wohlergehen ihrer Eltern zu erkundigen. Ihr Sohn schafft es nicht, der Versuchung zu widerstehen, und gibt zur Antwort: „Liebe Grüße von allen, es geht ihnen auch gut. Nur dein Vater hat einen Schnupfen.“

Aus diesem Telefonat mit dem Jenseits ergeben sich sehr komische Dialoge und Reflexionen, die den Roman wie eine Burleske aussehen lassen. Doch der Schein trügt: Aus dem Unwillen des Sohnes darüber, dass Mariannes wieder und wieder erzählte Erinnerungen sein „Hirn“ besetzen und er wohl oder übel zu ihrer „externen Festplatte“ wird, entfaltet er die Biografie einer Frau, die sich über die kleinbürgerlichen Zwänge ihrer Herkunft nie erheben konnte.

Wolf Haas

Eigentum

Hanser Verlag, München

159 Seiten

22 Euro

Eiserne Maximen der Nachkriegsexistenz

„Arbeiten“ und „sparen“, das waren Mariannes eiserne Maximen, und egal, was sie tat, „schlecht“ ging es ihr immer. „Eigentum“ zu besitzen war für sie der Lebensinhalt, doch all ihre rigorosen Sparpläne für die ersehnte Eigentumswohnung scheiterten, weil die Inflation oder andere Desaster zu Teuerungen führten. Besitz wird sie erst erlangen, als ihr Mann 2002 stirbt und sein Grab ihr endlich das Gefühl gibt, jemand zu sein.

Wolf Haas zeichnet mit zögerlicher Sympathie den Weg einer Frau, der der Zweite Weltkrieg die beruflichen Ambitionen beschneidet, die trotz aller Beschränkungen Fremdsprachen beherrscht und nach 1945 eine Zeit lang in der „Briefzensur“ arbeitet. Er tut das auf die für ihn typische Weise: mit lakonischen Sätzen voll pointierter Beobachtungen (etwa über die Ähnlichkeit von Hochzeiten und Begräbnissen), mit (sprach)kritischen Reflexionen (etwa über die konjunktivische Formel „Da wären wir“, wenn Menschen sehr real irgendwo angekommen sind) und mit selbstreferentiellen Bezügen, als er, während er sich auf den Wettlauf mit dem Sterben der Mutter einlässt, gleichzeitig eine ihn bedrückende Poetikvorlesung mit dem Titel „Kann man vom Leben schreiben?“ konzipieren muss.

So ist „Eigentum“ ein kluges, trotz aller Distanzierungen, bewegendes Buch, das im aktuellen Hype um die „Autofiktion“ eine Wohltat darstellt.